

Deutsche Hauspost

Im Frauenkreise.

Heimatlos.

O du, der eine Heimat hat,
Und sei sie noch so klein,
Und biet' sie dir nur Lagerstatt
Im engsten Stübchenlein —

Und sei auch lang dein Stübchenlein,
Verzehr' mit nassem Blut,
Doch danke täglich deinem Gott
Für deiner Heimat Gut!

Du, wie ein Kind der Mutter Schöb,
So wirt dein Stübchenlein,
Es ist ein gar so traurig Los,
Ohn' eine Heimat sein!

Ja, ohne Heimat sein!
Wie furchtbar haben es die Lan-
fende von Bedrängten in Ohio em-
pfunden, als sie in den verlassenen
Lagen aus ihrem trauten Heim
vertrieben wurden!

Blödsinn hat das Unglück die
Kinnungslosen überfallen, und wäh-
rend sie fröhliche Feste feierten, hei-
tere Zukunftspläne schmiedeten und
wohlgemut des Lebens sich erfreu-
ten, stand das graue Verhängnis
schon vor der Tür und erfüllte ihre
Herzen mit Angst und Schrecken.
Es ist ein gar so traurig Los,
Ohn' eine Heimat sein!

Wohl hat Katharina Koch, die be-
gabte bayerische Naturdichterin, als
sie das rührende Gedichtchen schrieb,
nicht an ein Unglück in diesem
Sinne gedacht, sie hat den heimat-
losen Wanderer vor Augen gehabt,
der irrend die Welt durchzieht, und
doch hätte sie nicht tiefer empfun-
den Worte finden können, wäre sie
selbst dabei gewesen und hätte das
bittere Gefühl mit erlebt: „Ohn'
eine Heimat sein!“

Nun ist ja Gottlob die Gefahr vor-
über, und die Menschen dürfen wie-
der aufatmen und neuen Hoffnun-
gen Raum geben. Die Spuren der
Verwüstung werden schwinden, aus
den Trümmern wird neues Leben
erstehen, und der Sommer wird fri-
schem Mute und ruhiger Zuversicht
weichen.

Gebmut und Mitleid haben
sich bewährt in diesen Tagen der
Not. Kühner Mut und willige Hän-
de sind rasch zur Hilfe herangewellt,
und von allen Seiten strömen die
reichen Gaben herzu, um den ma-
teriellen Verlust, den die Unglück-
lichen durch die Ueberflutungen er-
litten, zu ersetzen und sie verges-
sen zu lassen, daß sie in furchtbaren
Stunden „ohn' eine Heimat“ waren.

Freilich, die Toten, die der
schauerlichen Katastrophe zum Opfer
fielen, die werden nicht wieder zum
Leben erwecken, die bitteren Trä-
nen werden nicht verjagen, die trau-
ernde Herzen an ihrem Grabe
weinen. Und doch wird es den Hin-
terbliebenen ein schmerzlicher Trost
sein, daß sie den Grabhügel der
teuren Entschwundenen mit ih-
ren Tränen benetzen dürfen. Wie
viele werden auch das nicht kün-
nen, wie viele jener unglücklichen
Opfer werden vernichtet, unaufge-
hoben, verschollen sein für alle Zeit!

Und ferne in der alten Heimat
hoffte vielleicht ein greises Eltern-
paar, ein sehndes Weib, liebende
Kinder auf Nachricht von dem Er-
nährer, der mutig hinausgezogen ist
in die weite Welt, um den geliebten
Seinen Brot zu schaffen und sie ge-
treulich vor Not zu schützen.

Noch ahnen sie das Unglück nicht,
noch haben sie nicht Kunde von der
verheerenden Katastrophe, denn in
das arme Dörflein dringt selten
nur ein Wort aus fernem Lande,
aber ein besonnenes Ahnen macht
sie erheben, wenn Tag um Tag ver-
gibt und keine Kunde kommt, und
auch kein Brot!

Was mag das sein? Hat er, der
stets so treu um sie sorgte, der Sei-
nen ganz vergessen? Ist er von
Krankheit befallen und leidet selber
Not? Ihr zuversichtliches Hoffen
wird von bangem Zweifel befallen,

ihr geduldiges Harren von namen-
loser Unruhe verdrängt.
Schlaflose Nächte, trostlose Tage,
qualvolles Grübeln lösen einander
ab, und dann wird der Tag kom-
men, wo ihnen die volle Wahrheit
offenbar wird: ihre Stütze ist zer-
brochen, ihr Hoffen vernichtet und
er, der ihnen alles war, ist ver-
schollen, ist einem grauen Ge-
schick zum Opfer gefallen, ohne eigen-
ne Schuld!

Und während da, am Tatorte
der Katastrophe die so plötzlich aus
dem Frieden ihres Hauses aufge-
schreckten Menschen frohen Herzens
daran gehen, ein neues Heim zu
bauen, schöner, blühender als zu-
vor, wird dort die Not ein Grei-
senpaar, eine hungernde Familie
aus ihrer ärmlichen Hütte vertre-
iben und sie werden, nun keiner für
sie sorgt, hilflos umherirren: „ohn'
eine Heimat sein!“

Welch unglückliche Tragik, welch
bitteres Gefühl!
Sollen wir Menschen, die wir
bisher von gleichem Mißgeschick ver-
schont blieben, nicht Gott danken für
dieses Glück? Sollen wir nicht den
Gegen eines friedlichen Hauses fest-
halten mit aller Willenskraft?

Denn nicht schmerzlicher mag der
Verlust des Heimes jene treffen, de-
nen ein erbarmungsloses Schicksal
die teure Stätte raubt, als es das
Vermögens eigener Schuld tun
kann, wenn Unruhe und daß die
Menschen auseinander reiht! Erst
in solchen Stunden erster Gefahr
lernt der Mensch den wahren Wert
des eigenen Herdes schätzen, erst
angefächelt durch bitterer Erfahrun-
gen wird ihm die volle Wahrheit
klar:

Es ist ein gar so traurig Los,
Ohn' eine Heimat sein!
Frau Karoline.



Vor der Türe.



Nun geht der Tag zur Ruh,
Im Stall stehn Ochs und Stuh,
In letzter Abendstunde
Vergnüglich groß und klein,
Umspielt vom goldenen Schein.
Die Hühner auf den Zweigen,
Die Hühner auf den Stiegen,
Die Tauben hoch im Schlage,
Die Häslein selbst im Gage,
Die Kammlein all im Stalle,
Sie rufen längst schon alle,
Nur unser goldenes Mädchen,
Und Dörchen, unser Strichchen,
Und unsern kleinen Gambelmann,
Die kommt noch nicht das Schlafen
an.
„Rein, Dorle, nein, mein Schaherl,
Nun geht auch ich zur Ruh,
Nur noch ein letztes Schmaherl,
Du Schmeichelfähle, du!
Und dann ins Nest, ins weiche Nest,
Und schlafst bis an den Morgen
fest!
Der Vater schilt — ins Bett ge-
schwind! —
Wenn er sein Volk noch munter
find'!“

Ein gutes Mittel.

Der kleine Karl sah vor seiner
Gaststube mit rosigem Lächeln.
Da kam sein Freund Ernst und
fragte ihn: „Wann hast du ge-
weint?“ — Karl antwortete: „Ich
bin ein gar unglücklicher Knabe, ich
habe den ganzen Tag keine ruhige
Stunde; bald werde ich von meinem
Vater wohingeführt, und bald soll
ich für meine Mutter etwas holen.
Da soll ich bald den Rock auszie-
hen, bald die Bücher oder die Klei-
der verschließen. Einmal soll ich
Kohlen herzutragen, ein andermal
soll ich Wasser bringen. Das kann
ich nicht mehr aushalten.“ — „Wenn
du weiter nichts hast,“ sagte Ernst,
„so will ich dir bald helfen; ich will
dir lehren, wie du es zu machen
hast, daß du von den Eltern wenige
Befehle mehr erhältst.“ — „Ei, die
Kunst möchte ich lernen!“ sagte
Karl. Ernst fuhr fort: „Du mußt
nur immer Achtung geben, was
deine Eltern gern haben, und wenn
du es merkst, so mußt du es gleich
tun, ehe sie es befehlen. Merkst du
z. B., daß der Vater oder die Mut-
ter es gern sehen, wenn du den
Rock ausziehst, sobald du aus der
Schule kommst, so mußt du es tun,
sobald du in die Stube trittst.
Siehst du, daß sie gerne etwas her-
beigetragen hätten, so mußt du
gleich gehen und es holen. Wis-
sen mußt du auch fragen: Wie
wünscht die Mutter, hast du vielleicht einen Auf-
trag für mich? oder wünschst du
etwas, lieber Vater?“ — Das tat
nun Karl, und er wurde der glück-
lichsten Knabe. Sonst bekam er be-
ständig Vorwürfe, weil er etwas
versehen hatte; jetzt wurde er ge-
lobt, und bisweilen erhielt er auch
ein Geschenk. Sonst sah er so ver-
drücklich aus, als ob er seines Le-
bens sich nicht mehr freuen möchte;
jetzt lächelte er jeden an. Sonst
klagte er stets über sein Unglück;
jetzt war er froh und zufrieden.

Das böse Pferd.

Ein Schächtermeister hatte zwei
Pferde. Eins war ein Brauner
und lammtrumm, das andre ein
Kappe und sehr wild. Der Braune
ließ sich gern freizeichnen und aus-
einspannen, der Kappe aber schlug
mit den Weinen aus und bis die
Leute in den Kreis, so daß der
Schächtermeister ihm einen Maul-
korb machen ließ. Einmal fuhr der
Schächtermeister mit dem Kappe
durch die Straßen, und der war wie-
der sehr wild und ungesogen.
„Oh — oh!“ sagte der Meister,
„sei doch ruhig, mein Kappe, sprin-
ge doch nicht so und schlage mich nicht
die Deckel entzwei!“ Aber der Kappe
wurde immer wilder, wief den
Kopf hin und her und ließ im Ge-
lopp die Straße entlang, so daß der
Meister die Zügel kaum noch halten
konnte. Die Leute liefen erschreckt
zur Seite, als sie den Kappe so auf
dem Steinpflaster galoppieren sahen,
und dachten: Gewiß will das Pferd
den Wagen umwerfen, so daß der
Meister auf die Straße fällt. Der
arme Meister! — Und auf einmal
ließ der Kappe auf ein Haus zu und
gerade in ein großes Schaufenster
hinein, so daß es klirr! — klirr!
machte, und die Scheibe in tausend
Stücke sprang. Da hielt der Wagen
still, und der Meister sprang heraus.
O weh! Der wilde Kappe hatte sich
an Schaufenster so geschritten, daß
er an vielen Stellen blutete, und
nicht lange dauerte es, da fiel er um
und war tot. Nun fuhr der Meister
nur noch mit dem frommen Braunen,
und das Jutter, das der Kappe
sonst immer bekommen hatte, bekam
der Braune, so daß er dick und stark
wurde.

Rätsel- und Spielecke.

- Rätsel.**
1. Ein feines Weibchen und muß Ketten
tragen.
Hab' keinen Stock und soll doch schlagen;
Hab' keine Hand und muß doch zeigen;
Hab' keinen Mund und darf nicht
schwätzen;
Hab' keinen Fuß und soll doch gehen
Und soll auch niemals stille stehen.
 2. Mein Mädchen hat's und kann
Wie nehmens es im Leben;
Doch kann sie es dem Mann
Aus freien Stücken geben.
Dem Herz und Hand sie schenkt,
Nun raet, sinnt und denkt!
 3. Einen Propheten kenne ich,
Wort aus Welter verheißt er sich,
Erzählt immer im Fruchtwand,
Gewiß ist er ein Herr von Stand;
Trägt Sporen wie ein Ritter gut
Und einen purpurnen Hut.
 4. Die zwei Geschwister wandern,
Eins möchte gern zum andern;
Doch kann unmöglich es geschehen,
Dah' jemals sich die beiden sehen.
Die Schwester hat das helle Licht,
Der Bruder liebt das Dunkel nicht.
 5. Am Sachsenland ich liege,
Ein Städtchen wohlbelohnt;
Als eines Dichters Wiege
Dah' du mich oft genannt;
Die aber Kopf und Fuß mit nahmen,
Behielten weiter nichts als: Amen.
 6. Wo hin und her man freizieh
Und ganz um Wein und Bein —
Wein Spruch zuletzt entscheidet
Mit freigenen Ja und Nein.
Nicht kümmer's mich, wenn ich ent-
schieden,
Ob der, ob jener ist zufrieden.
 7. Bald hängt ich vor dir an der Wand,
Bald bald als Wind in deiner Hand
Und sein die weichen Meer und Land.
Weil kleiner dien ich dir zum Spiel;
Denn in ihm dein höchstes Ziel,
Doch auch verlieren kannst du viel.
- 28fungen der Rätsel in voriger
nummer.**
1. Die Nadelstiche.
 2. Die Waage.
 3. Das Feuer.
 4. Die Junge.
 5. Der Schatten an der Sonnenuhr.
 6. Sabbat.
 7. Verdrücken.
 8. Witz und Donner.
 9. 11 hat 10, 14 Taler.

Im Plauderstübchen.

Frau Ida J. in Dayton, O.
Ich bin so froh zu hören, daß Sie
außer der schrecklichen Gefahr han-
den und Ihnen kein Leid geschah.
Angst und Besorgungen haben Sie
ja wohl auch ausgehalten, aber die
nimmt man ausgehalten, der furcht-
baren Lage anderer gewiß geduldig
hin. Schreiben Sie mir einmal,
wenn Sie Zeit haben, wie es Ihnen
ergangen ist. Besten Gruß!

April.

Es peitscht ein rauher Wind die grauen Schollen,
Den dürrn Salm freist mit ein warmer Strahl,
Und ein verfrühtes Donnerrollen
Lockt Pferd und Pflüger nun aus Haus und Stall.
Alsdann, wenn sich der Grund vorn Eisen spaltet,
Kommt grünes Leben in das öde Grau;
Zu unterst kommt, was faul ist und veraltet,
Stolz spricht und grünt es unterm Himmelsblau.
Sant strömt der Regen, morgen scheint die Sonne,
Und Frühling ist, die Erde ist erwaht!
Hinaus ins Freie, Leute, welche Bäume,
Wenn durch den Regen uns der Himmel laßt.

Der Himmel.

Wie hoch mag wohl der Himmel sein?
Das will ich gleich dir sagen:
Wenn du schnell wie ein Vögelein
Die Flügel könntest schlagen
Und flügest auf und immer auf
In jene blaue Ferne
Und kämest endlich gar hinauf
Zu einem schönen Sterne
Und fragtest dort ein Englein:
Wie hoch mag wohl der Himmel
sein?
Dann sei gewiß, das Englein spricht:
Rein, Kind, das weiß ich selber
nicht.
Doch frag einmal dort drüben an,
Ob jener Stern dir's sagen kann!

Du brauchst indes nicht sehr zu eilen,
Es sind nur hunderttausend Meilen.
Und flügst du nun zum Sternlein
dort,
Man sagt dir wohl dasselbe Wort,
Und flügst du weiter fort und fort,
Von Stern zu Stern, von Ort zu
Ort:
— Es weiß doch niemand dir's zu
sagen,
Du wirst doch stets vergeblich fragen:
Wie hoch mag wohl der Himmel
sein?
Wenn, Kind, das weiß nur Gott
allein!

Die Rückkehr zur Kinderstube.

„Eine Majestät das Kind“ — so
lautet der Titel einer Geschichte von
Rudyard Kipling, die wie ein Hul-
digungsgedicht klingt zum Anbruch
unseres „Jahresberichts des Kindes“,
„Wie elend, jammervoll und grau-
sam ist doch das Schicksal der Klei-
nen; wie Knecht und Gefangene wer-
den sie gehalten, aus denen die Zu-
kunft unseres Geschlechts ruht!“ klagt
mehr als hundert Jahre früher ein-
mal Campe, der so warm und eifrig
für das Glück der Jugend gewirkt
hat. Der große Umhang war dann
schon erfolgt: die Natur war in
den großen Erziehungskämpfen des
18. Jahrhunderts, das man mit Recht
das „pädagogische“ genannt hat, auch
in die Kinderstube eingedrungen, und
wenn noch nicht alle die geistigen
Schranken und moralischen Fesseln
gefallen waren, so hatte der kin-
defrübling des Rousseauschen Einge-
flusses doch das Eis gebrochen, das
lange Zeit die garten „Gottespfän-
lein“ in der rauhen Kälte grausamer
Zucht und starrer Unnatur hatte ver-
kimmern und verdorren lassen. Doch
heute wirkt jene gewaltige Revolution
in der Kinderstube nach; erst
heute reifen alle Blütenräume, die
damals fern ersehnt, erfüllen sich alle
die Forderungen, die damals aufge-
stellt wurden, und so ist es zum Ver-
ständnis der modernen „Kinderfrage“,
die ja wie stets eine Lebensfrage der
Kultur ist, von hoher Wichtigkeit,
Ursprung und Beginn dieser auch
jetzt noch nicht völlig abgeschlossenen
Entwicklung zu verfolgen.

Wie seine Jugend ist der Mensch.
Den ersten, ihrer Verantwortlichkeit
sich voll bewusstigen Mann jener
Epoch, deren höchster Ausdruck Kant's
kategorischer Imperativ wurde, merkt
man es an, daß Sonnenchein ihre
ersten Jahre nur spärlich erlebte,
und wo diesem geselligen Bürgerum
geringer Lebensgenuss und zügellose
Unbeherrschtheit gegenüber stehen,
da äußern sie sich nicht selten als lei-
denhaftigster Gegenstand gegen die
„Sklaverei“ der Jugend, zeigen seine
trampfartige und krankhafte Haft, die
nach langer Hemmung in maßloser
Steigerung losbricht. Der Natur-
vergeßlichkeit des großen Garten-
künstlers Lenotre gleich, suchten auch
Kindererziehung und Kindererziehung
in der ersten Hälfte des 18. Jahrhun-
derts Geist und Körper der jungen
Menschenproben nach Rücksicht
hin. Schreiben Sie mir einmal,
wenn Sie Zeit haben, wie es Ihnen
ergangen ist. Besten Gruß!

fliehen der Pöpel mit Romade und Pu-
der gestiebt, das Koupel mit Nachs
und Nadeln geglättet und zu Rollen
gerollt wurde. Der riesige Netzrod
erlaubte den Mädchen nur geringe
Bewegung, auch wenn ihnen das enge,
drückende Leibchen noch Luft dazu
übrig gelassen hätte. Die Sittlich-
schule machten die Füßchen unsicher,
die langen Handschuhe pressten die
Hände zusammen. Die Riesenfrisur
mit hohen Federn wurde durch eine
„Flor-Dormeuse“, ein enges Häub-
chen, festgehalten. So angehen, ton-
nen die Kinder nicht unbefangen um-
herhollen! Wehe ihnen, wenn sie
nicht ihren zierlichen Fuß in aller
Ordnung und Schöne erhalten hät-
ten! Das Spiel, heute als das beste
und wohlthätigste Tun des Kindes
erkannt, war verpönt. Goethe und
Jean Paul haben ihre kindliche Ge-
sangschaft“ geschildert, aus der sie
schönlich in die verbotene Freiheit
der großen Plätze und Gärten blin-
den. Der Philologe Fr. Aug. Wolf
hat in seiner Jugend nie gespielt,
Charlotte v. Stein nie eine Puppe
gehabt. Spiel galt als „Nüßig-
gang“, und davor bewahrte man sein
Kind als vor dem Anfang aller La-
ster. Früh lernen mußten die Kna-
ben, die Forderungen, die damals aufge-
stellt wurden, und so ist es zum Ver-
ständnis der modernen „Kinderfrage“,
die ja wie stets eine Lebensfrage der
Kultur ist, von hoher Wichtigkeit,
Ursprung und Beginn dieser auch
jetzt noch nicht völlig abgeschlossenen
Entwicklung zu verfolgen.

So wird allmählich dem Kinde
sein Recht wiederzugeben, sein Recht
auf Spiel, sein Recht auf Lebens-
übungen, sein Recht auf die „Dampf-
heit“ unbewußten Sinnen und Träu-
mens. Freilich, die „geistige Schnür-
brust“ war schwerer abzulegen, als
die des Körpers. Solange die Auf-
klärung herrschte, blieben noch die
befehlshabenden Spiele, die mit ihrem
ewigen Fragen und Forschen den
kindlichen Geist überanstrengten und
erregten, während schon Rousseau für
die größte, die wichtigste und nützlich-
ste Regel der ganzen Erziehung“
erklärt hatte: „nicht Zeit gewinnen,
sondern Zeit verlieren!“ Erst Campe
klagte „über das schädliche Fröh-
lich und Welterleben der Kinder“,
und dem Sturm und Drang
und in höherem Maße dann
der Romantik blieb es vorbehalten,
die in göttlicher Ahnung und frucht-
barer Stille ruhende Seele des Kin-
des zu entdecken, als sie die unbe-
wußten Tiefen der Menschenbrust
überhaupt wieder offenbarten. All-
mählich erkannte man, — zuerst
wohl Jean Paul, der das Gegenbild
so hart erfahren hatte — daß die
heilige Unberührtheit des Jugendpa-
radises unangetastet bleiben mußte,
daß hier besondere Kräfte schlum-
merten, die nur mit verfeinerter Liebe
und behutsamer Pflege gemekt wer-
den könnten. So schweben auch die
grausamen Strafen mehr und mehr
wenigleich noch nicht alle Eltern zu
dem Ideal vorgegangen sind, das
der Jungtater Schröder bei Kant
auspricht: „Ich schlage nie mein
Kind; mein Kind ist mein Freund.“